

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 7

Artikel: Geld und Geist und Zukunft unserer Hochschulen
Autor: Merck, J.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geld und Geist und Zukunft unserer Hochschulen

Von J. H. Merck

Prof. Merck ergreift bei uns das Wort zu einer Artikelreihe, die unter dem Titel «Die Zukunft unserer Hochschulen» in der *Neuen Zürcher Zeitung* erschien. Ausgangspunkt der Diskussion war: Forderung der materiellen Unterstützung des akademischen Nachwuchses; Appell an die Hochschulen und behördlichen Instanzen zur Großzügigkeit, zum Verständnis für die Bedeutung der Hochschulen und bedeutender Dozenten in unserem Geistesleben. Die Diskussion in der *N. Z. Z.* sank später auf ein seltsames Niveau; kein Echo auf die allgemeinen geistigen Fragen; nur Nebensachen: Eignung des Schulratspräsidenten, Besoldungsfragen usw. werden beredet. Schliesslich kam es bis zu dem Artikel in *N. Z. Z.* Nr. 978, gezeichnet von einem Herrn Korr. Hier hakt Merck ein.

Die Red.

In den Spalten der *Neuen Zürcher Zeitung* spielt sich seit einigen Monaten eine lebhaftere Diskussion über die Zukunft unserer Hochschulen ab, die bis jetzt zu zwei greifbaren Ergebnissen führte:

I. «Dass der derzeitige Schulratspräsident der Eidg. Technischen Hochschule eine sehr hervorragende Persönlichkeit sei, auf deren Tätigkeit man die größten Hoffnungen setzen dürfe». (Formuliert in einer redaktionellen Anmerkung der *N. Z. Z.*, die, wie sie sagt, Wert darauf legt, dieses Urteil festzuhalten. Sie tut recht daran, denn von keiner Seite ist dieses Urteil je bestritten worden.)

II. «Dass man eben noch mehr Geld für unsere Hochschulen bereitstellen sollte». (Erkenntnis des Herrn Rektors Korr. in Nr. 978 der *N. Z. Z.*) Eigentlich hatten die Vorredner Geist und Verständnis verlangt; aber tant pis pour eux.

Vielleicht darf ein Hochschullehrer, wenn er an Eidesstatt versichert:

1. an der Berechtigung zu den schönsten Hoffnungen hinsichtlich des Herrn Schulratspräsidenten nicht zu zweifeln – und

2. mit seiner Besoldung vollständig zufrieden zu sein, in aller Bescheidenheit den Blick auf die prinzipiellen Probleme zurücklenken, die ob dieser aufregenden Fragen ganz vergessen wurden. Er möchte als Grundlage den (im Moment des Schreibens) letzten Artikel,

eben denjenigen des Herrn Korr. nehmen, da mit diesem der von der N.Z.Z. offenbar planmäßig erstrebte Tiefstand der Diskussion glücklich erreicht wird. Der Aufsatz ist so reich, dass nur ein Teil berücksichtigt werden kann, nämlich die zweite Kolumne, wo Herr Korr. also anhebt zu sprechen:

«Aber nun die Berufungen, die Wegnahme einzelner unserer besten Lehrkräfte! Was ist dazu zu sagen? Wenn eine Berufung an einen unserer Professoren ergeht, so liest man in der Presse den stereotypen Satz: ‚Es ist zu hoffen, dass es den Anstrengungen der Behörden gelingen werde, den vorzüglichen Hochschullehrer unserer höchsten Lehranstalt zu erhalten.‘ Auf diesen Ton waren auch alle bisherigen Einsendungen gestimmt. Aber ist das richtig? Ein zürcherischer Regierungsrat hat es einmal ausgesprochen, dass man sich in der Schweiz bescheiden und gar nicht den Ehrgeiz hegen sollte, die allerersten Kräfte dauernd hier zu behalten.»

Unseres Wissens pflegt dieser zürcherische Regierungsrat nicht von «allerersten Kräften», sondern von Primadonnen zu sprechen. Das ist etwas zynischer, wenn auch gleich falsch, denn ein schlechtes Theater ist besser als nichts – man hört immerhin Mozart und Verdi; aber eine schlechte Universität, d. h. eine solche, wo nicht Wissenschaft getrieben, wo nicht leidenschaftlich nach neuer Erkenntnis geforscht und gestrebt wird, ist tausendmal schlechter als keine Universität; Professoren, die des Geldes, des Namens, der Gutachten und der Praxis wegen Professoren sind und nicht um der Wissenschaft willen, sind für das geistige Leben einer Stadt und eines Volkes so verhängnisvoll wie schlechte Regierungsräte. Eine ungenügende Sängerin singt nicht prima, aber ein Professor, der nicht Wissenschaftler mit Leib und Seele ist, lehrt überhaupt nichts; während der Forscher zum mindesten einmal eine ganze Generation lehren kann, ebenfalls zu forschen, Achtung zu haben vor der Forschung, bescheiden zu sein als Arzt oder Ingenieur oder sogar als Herr Rektor, nicht sich zu äußern über Dinge, die einem weit über den Horizont gehen.

«Die großen Universitäten des Auslandes sind so ausgestattet, dass wir mit ihnen zu konkurrieren gar nicht versuchen sollten. Die kleine Schweiz kann auch nicht Luftgeschwader, Tanks usw. haben, wie die Großstaaten. Es kann nicht ihre Aufgabe sein, auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung leisten zu wollen, was die viel reicher ausgestatteten Forschungsinstitute des Auslandes zu tun vermögen. Wir können nicht die größten Laboratorien unterhalten, wissenschaftliche Expeditionen ausrüsten, können auch nicht die erfolgreichen Forscher unbedingt an unsere Hochschulen fesseln.»

Sind Sie so sicher, Herr Rektor Korr., dass Sie mit diesen Worten etwas halbwegs Gescheites sagen? Ich meine nicht das mit den größten

Laboratorien und den Expeditionen. Darin mögen Sie recht haben; ich bin fest entschlossen, in Zukunft keine Expeditionen mehr zu veranstalten. Wie steht es aber mit dem andern? Sind Hochschulen wirklich mit Luftgeschwadern und Tanks zu vergleichen? Sonst ist man meines Wissens in der Schweiz der Meinung gewesen, dass gerade in Kulturfragen die Kleinstaaten mit den Großstaaten konkurrieren können, ja, dass sie sogar gewisse Vorteile gegenüber jenen aufzuweisen hätten; gar nicht selten vernahm man dies als ein ausschlaggebendes Argument für die Existenzberechtigung kleiner Staatsgebilde. Man sagte sich, dass Großbetrieb, Überorganisation u. ä. im allgemeinen der wahren Wissenschaft nicht gut tut; interessanterweise sind es meistens gerade diejenigen Disziplinen, welche auf einem gewissen Tiefpunkt der Forschung angelangt sind, die dazu neigen, in die Breite zu gehen und ihren Erfolg in der Zahl der Assistenten begründet wännen. In mittleren Verhältnissen kann, was ja vom Allerwichtigsten ist – und worum sich anfänglich die Diskussion in der *N.Z.Z.* drehte –, am ehesten das Individuelle und Persönliche eines Forschers berücksichtigt werden, des Lehrerforschers sowohl als des Schülerforschers; hier besteht am ehesten geistige Entfaltungsmöglichkeit. Es handelt sich also vor allem um den Geist, nicht ums Geld. Dieser Verwechslung fällt unser Herr Rektor Korr. freilich nicht allein zum Opfer, soll doch neulich ein Hochschul-lehrer, der bei Anlass einer Berufung eine Änderung des Unterrichtsbetriebes wünschte, die ohne Kosten hätte durchgeführt werden können – allerdings auf Kosten von Reglementsparagraphen! – als Antwort eine Gehaltserhöhung erhalten haben... ich muss hinzusetzen, eine respektable Gehaltserhöhung, so dass sogar mir, der ich, wie gesagt, mit meinem Gehalt zufrieden bin, das Wasser im Munde zusammenläuft. Trotzdem war er nicht zufrieden – verstehen Sie das? Man gibt der Primadonna Geld, und sie will etwas anderes? Da versagen selbst gewiegte Gehirne...

« Überdies erfährt die Wissenschaft als solche dadurch, dass ein Gelehrter seine Forschungen statt in Zürich oder Bern nun in München oder Berlin fortsetzt, keine Einbuße. Die Wissenschaft ist universal und die Ergebnisse der Forschertätigkeit auswärtiger Gelehrter stehen der gesamten Welt der Studierenden zur Verfügung. Auf dem Gebiete der Lehre dagegen, des Hochschulunterrichts, kommt es nicht so sehr darauf an, ob die Professoren wissenschaftliche Berühmtheiten seien; manch ein Dozent ohne großen Namen, der leichtauffasslich vorzutragen versteht und der sich seiner Studenten im Seminar und sonstwie verständnisvoll annimmt, fördert diese nicht weniger gut. Darum lasse man die Professoren, die einen ‚glänzenden‘ Ruf erhalten haben, ohne allzu große Bedenken ziehen. »

Das sind schlechthin goldene Worte. Nur schon der Begriff «leichtauffasslich» verdient es, in den Sprachschatz der Allgemeinheit aufgenommen zu werden. Möge Ihr Name, Herr Korr., auf alle Zeiten mit diesem wahrhaft erhabenen Worte verbunden bleiben. Doch lassen Sie mich versuchen, Ihnen wenn möglich in leichtauffasslicher Weise zu erklären, worin Sie in die Irre gehen. Es ist durchaus verzeihlich, dass alle, die nie eine Hochschule besucht haben, vor allem durch das Wort Vorlesung auf falsche Vorstellungen gebracht werden. Dieses Wort stammt aus dem mittelalterlichen Schulbetrieb, aus einer Zeit, wo es noch keine Bücher gab, so dass der künftige Arzt oder Pfarrer seine Handbücher sich selber nach dem Diktat seines Lehrers herstellte. Da nun aber seit einiger Zeit, wie Sie vielleicht wissen, nicht nur das Pulver, sondern auch die Kunst des Druckens erfunden worden ist, so liegt dies Bedürfnis nicht mehr vor. Da man den Stoff im allgemeinen in Büchern findet, so lehrt die Hochschule in immer ausgesprochenerem Maße Methoden. Vorlesungen sind methodische Beispiele, wie man die Wahrheit erforscht; sie können also nur dann leichtauffasslich sein, wenn der Professor diesen Weg selber kennt. Er kann ihn aber nur kennen, wenn er selber wissenschaftlich tätig ist, und zwar – obgleich das Wort eigentlich eindeutig ist – nicht nach einem Schema, sondern aus seiner eigenen Persönlichkeit heraus. Also liegt die Sache nicht so, dass unsere Professoren, nachdem sie ihre Hauptaufgabe, ihr Lehrpensum, erfüllt haben, noch am Abend im Nebenberuf (und zum Nebenerwerb!) wissenschaftlich arbeiten dürfen oder sollen, sondern die wissenschaftliche Arbeit ist das Zentrum ihrer Tätigkeit. Sie brauchen bloß acht Stunden zu «lesen», nicht weil es anstrengender ist, vor Studenten zu sprechen als vor Gymnasiasten (vielleicht ist das Gegenteil die Wahrheit), sondern weil das «Lesen» nicht ihre Haupttätigkeit ist. Die Lehre, der Unterricht, bedeutet eigentlich nur ein Hineinschauenlassen in die wissenschaftliche Werkstatt, ein Anteilnehmenlassen am eigenen Schaffen. Und weil ich sehe, dass an unsern Universitäten im allgemeinen diese Anschauung herrscht, so habe ich eigentlich keine Angst für sie, wenn sich Demagogie und Dummheit auch noch so biedermännisch gegen sie verschwören sollten. Stünde es aber anders um sie, so dürften sie keine Minute länger bestehen; am selben Tage müssten sie Fachschulen für Ärzte, Ingenieure usw. Platz machen; das Studium könnte dann abgekürzt, die Vorbedingungen zur Zulassung auf ein Minimum (Lesen, Schreiben und besonders Rechnen) reduziert werden. Ja am besten wäre es dann wohl, die Kandidaten dieser höhern Berufe einfach zu Praktikern in die Lehre zu geben. Denn jetzt, wie hilf-

los stehen sie da, wenn sie von der Hochschule weg den ersten Schritt in die Praxis tun. Diese Verlegenheit könnte ihnen erspart werden. Was für ein Volk von selbstsichern und aufrechten Geistern könnten wir werden, alles leichtauffassliche Gesellen. «Lasst uns darum die Professoren, die einen glänzenden Ruf erhalten haben, ohne allzugroße Bedenken ziehen.» Sie könnten uns mit ihrem Rufe vor dem Lichte und unserm eigenen Vorwärtskommen im Wege stehen. Nicht der geringste Verlust ist fühlbar, denn wie Korr. so treffend bemerkt, ist ja die Wissenschaft universal und die Ergebnisse der Forschertätigkeit auswärtiger Gelehrter steht der gesamten Welt der Studierenden zur Verfügung. Wäre es da nicht am besten, mit den Universitäten abzufahren und dafür Volksbibliotheken zu errichten, bei denn die Ergebnisse der universalen Wissenschaft im Abonnement bezogen werden können? Nur nützen leider dem Studierenden diese Ergebnisse nichts, er muss sie entstehen sehen; sein größtes Glück, ein Gewinn für sein ganzes Leben, von dem wieder andere Kreise beschenkt werden, ist es, in die Lehre eines Großen gegangen zu sein, nicht weil er dann mehr weiss, sondern weil er etwas kann.

Darum ist die Sache doch nicht so einfach, wie Sie meinen, Herr Korr. Sie haben sich auf einen Boden begeben, auf dem Sie nicht zu Hause sind. Der zweite Teil Ihres Aufsatzes, wo Sie vom schweizerischen Privatleben und von Gehaltsfragen sprechen, liegt Ihnen bedeutend besser. Aber auch dieser Teil ist unsinnig, weil, im Angesicht dieser hohen Fragen, von diesen lächerlichen Dingen zu reden eine Instinktlosigkeit bedeutet. Die Fragen sind aber groß und wichtig, wenn schon die gewitzten Männer des öffentlichen Lebens, an die einer der ersten und ernstesten Artikelschreiber der *N.Z.Z* seinen warmen Appell richtete, sich achselzuckend abwenden und sie als «weltfremd» abtun wollen. Welch billiger Ausweg! Welche Trägheit des Herzens und Geistes offenbart sich, welches Phlegma, das bis zur Wurstigkeit geht! Und auch welcher Mangel an Courage und Verantwortungsfreude... Ist der Artikel des Korr. im Geiste dieser Gewitzten verfasst, so steht es schlimm um die Zukunft unserer Hochschulen. Die besten Kräfte verlieren wir, der bei uns fromm verehrte brave Durchschnitt rückt nach, bis wir immer streberisch uns bemügend das hohe Ideal erreicht haben: die Hochschule auf Sekundarschulniveau. Soweit werden es die Leichtauffasslichen noch bringen, aber allzu leicht soll es ihnen nicht gemacht werden! Caveant!